



CARLA MARIA HEINZE

# BRANDENBURGER GEHEIMNISSE

*Kriminalroman*



*18. April – Schlaubetal, »Forsthaus Siehdichum«*

An einem Tisch neben dem Kamin, in dem die Glut noch wohlige Wärme verströmte, saß Enne. Vor ihr stand ein Glas Rotwein. Maik hatte angerufen und sein Kommen angekündigt. Sie freute sich, dass er doch noch zu ihr ins »Forsthaus Siehdichum« kommen würde, obwohl es bereits spät war und er einen langen Arbeitstag hinter sich hatte. Nachdem er sie so vor seiner Kollegin abgekanzelt hatte, hatte sie nicht mehr damit gerechnet. Den frischen Spargel mit einer vom Haus selbst gemachten Sauce hollandaise hatte sie nicht angerührt. Ihr Magen streikte. Keinen Bissen hatte sie herunterbekommen, was ihr eine vorwurfsvolle Bemerkung der Bedienung einbrachte.

Wie hatte sie sich heute Morgen auf das Essen mit Friedrich gefreut. Ein Rheingau-Riesling wurde auf der Speisekarte angeboten. Bevor sie nach Neuzelle gefahren war, hatte sie darum gebeten, einige Flaschen davon kalt zu stellen. Vor vielen Jahren hatte es ihr auf einer Fortbildung im Bundeskriminalamt in Wiesbaden der Rheingau mit seiner lieblichen Landschaft angetan. Sie mochte diese kleinen Winzerorte und besonders den Riesling. Damals hatte sie Friedrich dort mit ihrem Besuch überrascht. Er hielt einen gut dotierten Gastvortrag an der renommierten European Business School in Oestrich-Winkel, und im Gegenzug lud er sie zu einer Weinprobe ins Schloss Vollrads ein. Graf Matuschka-Greiffenclau, aus der alten Dynastie der Greiffenclaus, begleitete die Weinprobe persönlich. Selten hatte Enne so guten Riesling verkostet und dabei so viel gelacht. Natürlich bemerkte sie auch, wie Friedrich sich in den bewundernden Blicken sonnte, die man ihr zuwarf. Aber ein Paar waren sie nie gewesen. Immer nur Freunde, im besten Sinne des Wortes. Nach der Weinprobe entführte er sie zum ältesten erhaltenen Steinhaus Deutschlands. Zum Grauen Haus in Winkel. Dort hatten sie auf das Köstlichste gespeist.

Enne seufzte. »Prost, Friedrich, auf dass es dir, wo immer du jetzt bist, gut ergehe«, flüsterte sie und trank den Rest des Weins aus. Der dicke Wohlstandsbürger mit seiner dauergewellten Gattin am Nachbartisch blickte sie missbilligend an.

»Heute schon gelacht?«, fragte Enne provozierend. Das Paar sah demonstrativ in die andere Richtung.

Lilienthal kam auf sie zu. Er sah müde aus. Kaum dass er sie begrüßt und sich gesetzt hatte, griff er nach der Speisekarte. Sie empfahl ihm den frischen Spargel. Als die Bedienung kam, bestellte er ein alkoholfreies Bier und ein Schnitzel, allerdings mit drei Stangen Spargel als Beilage. Fleisch war eher sein Gemüse. Enne beäugte misstrauisch das Bier. Entweder oder, dachte sie. Aber Bier ohne Alkohol schloss sich gegenseitig aus. Sie unterdrückte den Wunsch, nach den Ergebnissen der rechtsmedizinischen Untersuchung zu fragen. Erkundigte sich nur, wie die Zusammenarbeit mit den Kollegen in Frankfurt wäre.

»Alles gut, danke«, antwortete er wortkarg zwischen den einzelnen Bissen. Als er fertig

gegessen hatte und sich zum Abschluss noch einen Espresso bringen ließ, bestätigte er, dass sie mit ihren Vermutungen recht gehabt hatte. Er erwähnte Enderleins vorläufige Diagnose. Enne hörte gespannt zu. Nachdem er seine Ausführungen beendet hatte, bestellte sie sich einen Grappa. An seiner Miene konnte sie erkennen, dass er ihre Trinkgewohnheiten missbilligte. Aber das war ihr egal. Außerdem passte es zu Wein. Grappa, ein Tresterbrand, war ein Abfallprodukt aus der Weinherstellung. Kaum dass der Schnaps serviert wurde, trank sie genüsslich einen Schluck.

»Warum warst du nach der Tagung nicht bei dem Abendessen im Hotel ›Prinz Albrecht‹?«

»Ach, das hatte ich ganz vergessen. Friedrich und ich wollten im ›Forsthaus Siehdichum‹ essen gehen«, sie zögerte, »ich wollte nicht all die Leute noch einmal sehen.«

Lilienthal rührte nachdenklich in der Espressotasse. »Riemeister und ich waren vorhin dort. Natürlich ging es bei den Anwesenden nur noch um Friedrichs Tod. Warum hast du mir nichts von dem Streit zwischen Friedrich und einem der Teilnehmer, einem gewissen Stetter, erzählt?«

»Was soll das jetzt? Verhörst du mich etwa? Du kanntest Friedrich doch auch. Er ging keiner Auseinandersetzung aus dem Weg und provozierte gern. Ich habe dem keine Bedeutung beigemessen.«

Lilienthal schob nachdenklich die Espressotasse auf dem Unterteller hin und her. »Außerdem waren wir vorhin in Friedrichs Apartment in Frankfurt. Wenig Privates. Alles sehr penibel aufgeräumt. Hast du eine Ahnung, wo er seine persönlichen Unterlagen aufbewahrt haben könnte?«

»Friedrich hatte seinen Hauptwohnsitz in Babelsberg. Die Wohnung in Frankfurt hat er nur genutzt, wenn er in der Viadrina Vorlesungen hielt.« Sie kramte in ihrer Handtasche und gab ihm eine alte Visitenkarte von Friedrich Schönburg, auf der die Adresse stand. Nachdenklich steckte er sie ein.

»Das Einzige, was ich in dem Apartment gefunden habe, war ein schmaler Hefter mit Schriftverkehr. Wusstest du, dass Friedrichs Familie Grundbesitz hier in der Gegend hatte?«

»Ja, irgend so ein Anwesen, das der Familie früher gehörte. Er hatte einen Antrag auf Rückübertragung gestellt. Aber Genaues weiß ich nicht. Es hat mich nicht sonderlich interessiert. Friedrich hatte eine Art, sich mit allem, was seine Familie betraf, wichtigzumachen. Das ging mir gegen den Strich.«

»Hast du Kontakt zu seiner Familie?«

»Kontakt ist übertrieben. Ich kenne seinen jüngeren Bruder, Johannes. Ihn und seine Tochter Carlotta habe ich hin und wieder auf Festen bei Friedrich getroffen. Warum fragst du?« Dabei kannte sie die Antwort bereits.

»Ich wüsste gern mehr über den Streit mit diesem Stetter. Vielleicht weiß sein Bruder etwas darüber.«

Enne schaute ihn scheinbar empört an. »Freunde aushorchen, ich bitte dich, Maik.« Aber

natürlich hatte sie bereits mit dem Gedanken gespielt. »Ist Johannes denn inzwischen über Friedrichs Tod informiert worden?«

»Meine Kollegin hat das übernommen. Ich denke, es ist besser so. Schließlich kannte ich Friedrich, wenn auch nur flüchtig.«

»Aber raushalten wirst du dich nicht können, wenn du weiter ermitteln wirst, und davon gehe ich aus, oder?«

Er nickte, sah auf seine Armbanduhr und winkte der Bedienung zu, um zu zahlen.

»Lass man, das übernehme ich«, sagte sie.

»Danke«, murmelte er. »Ich fahre gleich weiter nach Babelsberg. Will mir noch seine Wohnung ansehen. Die Spurensicherung werde ich auch gleich informieren.«

»Die Wohnung liegt in der Karl-Marx-Straße, in einer alten Gründerzeitvilla. Direkt am Griebnitzsee.«

»Nicht schlecht, und das alles mit der Besoldungsgruppe H4, wenn ich mich nicht irre.«

»Seine Vorträge waren gefragt. Die hat er sich gut bezahlen lassen«, verteidigte ihn Enne.

»Ruf mich an, wenn du etwas von seinem Bruder erfahren solltest.« Er unterdrückte ein Gähnen und verabschiedete sich.

Sie sah ihm hinterher, als er den Gasträum verließ. Dabei zog er das eine Bein leicht hinterher. Die Behinderung war eine Folge eines schweren Fahrradunfalls in seiner Kindheit. Sein Leben hatte damals an einem seidenen Faden gehangen. Danach hatte sie ihn behütet wie eine Glucke. Sie immer zu sehr in sein Leben eingemischt. Erst seit einem heftigen Ausbruch von ihm, wo es beinahe zu einem Bruch zwischen ihnen gekommen war – sie hatten zusammen an einem spektakulären Fall auf dem Stahnsdorfer Südwestkirchhof gearbeitet –, hatte sie eingesehen, dass sie sich zurücknehmen musste. Nicht nur, was seine Arbeit, sondern auch, was sein Leben anbetraf. Aber es fiel ihr immer noch schwer.

Nur noch wenige andere Gäste saßen im Restaurant. Sie bestellte einen weiteren Grappa und versuchte sich zu erinnern, was Friedrich ihr über seine Familienverhältnisse erzählt hatte. Seine Mutter war vor einigen Jahren verstorben. Zusammen mit einer Schwester und einer Nichte hatten sie in einer Etagenwohnung in einem großbürgerlichen Altbau in Berlin-Friedenau gelebt. Friedrichs Vater war zum Ende des Zweiten Weltkrieges gefallen. Johannes kam im Herbst 1945 zur Welt. Friedrich hatte den kleinen Bruder geliebt. Enne fand es schon erstaunlich, wie unterschiedlich die beiden Brüder waren. Friedrich, mit einer Körperhöhe von über einem Meter neunzig, mit vollen dunklen Haaren, die nur einige weiße Strähnen aufwiesen, dunklen Augen und einer natürlichen Autorität, war bis zu seinem Tod schlank gewesen.

Johannes dagegen, weizenblond, feingliedrig, mit hellen Augen, erreichte bei Weitem nicht das Gardemaß seines älteren Bruders. Er hielt sich lieber im Hintergrund, wahrte Distanz und beobachtete seine Umgebung. Enne mochte Johannes. Er war ungewöhnlich

musikalisch. Der Einzige in dieser Familie Schönburg, soweit sie wusste. Schon als Kind fing er an, Violine zu spielen, und bekam Unterricht in der Meisterklasse der Musikhochschule. Die Familie war überzeugt, dass er später eine Karriere als Solist vor sich hätte. Zur Überraschung aller entschied er sich nach dem Abitur für das Studienfach Maschinenbau. Und noch größer war die Überraschung, als er eigene Erfindungen machte und sie sich patentieren ließ. Friedrich hatte ihr gegenüber einmal erwähnt, dass Johannes mit seinen Patenten wieder Wohlstand in die Familie gebracht hatte.

Enne bestellte noch einen Grappa. Inzwischen war sie der letzte Gast. Es war noch nicht besonders spät, aber hier war man an andere Zeiten gewöhnt, als sie es von Berlin und auch von Potsdam her kannte. Sie trank aus und fühlte endlich ihre Glieder schwer werden. Der pochende Schmerz in ihrem Kopf ließ nach. Sie bat die Bedienung, die hinter der blank geputzten Theke bereits auf sie wartete, alles auf ihre Zimmerrechnung zu setzen. Vor der breiten Holztreppe, die zu den Gästezimmern führte, blieb sie unschlüssig stehen. Einem plötzlichen Impuls folgend wandte sie sich zur Eingangstür und ging hinaus.

Die Mondsichel des zunehmenden Mondes schimmerte hinter einer dunklen Wolke hervor. Der Wald ringsherum hatte seine eigenen Geräusche. Die Äste in den alten Bäumen knarnten. Blätter raschelten nach einem Windstoß. Ein Käuzchen schrie. Gerade wollte sie zurück ins Haus gehen, da erklang das lang gezogene Tirili der Nachtigall. Der Antwortruf ertönte aus dem Dickicht neben dem Haus. Ach Friedrich, dachte sie, das wirst du nun nie mehr hören. Und ohne dass sie es verhindern konnte, strömten die Tränen über ihre Wangen. Still stand sie da. Sie weinte um ihren Freund und ein bisschen auch über sich selbst. Wie schnell waren die Jahre vergangen. Nur eine kurze Spanne Zeit ist uns beschieden, dachte sie wehmütig.

Als sie nach geraumer Zeit die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufstieg, nahm sie sich vor, doch noch bei Johannes anzurufen. Das gehörte sich einfach. Vielleicht wusste er auch eine Antwort auf den Streit zwischen Friedrich und diesem Stetter.

*16. April – Seelower Höhen*

Dunkle Wolken zogen über das Oderbruch, türmten sich zu bizarren Gebilden, veränderten sich und wuchsen wieder zusammen. Ein Netz von Blitzen überzog den Himmel, verdrängte die Dunkelheit und tauchte die Landschaft in schwefelgelbes Licht. Der Sturm nahm an Stärke zu. Die Bäume an der Kante des Bruchs ächzten unter der Wucht des Unwetters. Dumpf grollte der Donner. Dann krachte es. Für den Bruchteil einer Sekunde fraß sich der grelle Schein eines Blitzes in einen Baum. Regen setzte ein. Die schweren Tropfen vermischten sich mit Hagelkörnern. Wer jetzt noch keinen Unterschlupf gefunden hatte, war den Naturgewalten hilflos ausgeliefert. Erst in den frühen Morgenstunden beruhigte sich die Natur.

Albrecht Franke, Revierförster, seit vielen Jahren für das Gebiet zuständig, schritt durch den Waldabschnitt. Sein dichtes graues Haar lugte unter einer dunkelgrünen Filzkappe hervor. Unwetter hatte er sein Leben lang gekannt, aber dieser Orkan in der vergangenen Nacht war anders gewesen. Bedrohlicher, ein anderes Wort fiel ihm dazu nicht ein. Die harte Arbeit der Forstleute, das Aufforsten des Bestandes, die Pflege der Junggehölze, um von dem einheitlichen Kieferbestand wegzukommen, nachhaltiger zu wirtschaften – die Arbeit der letzten Jahrzehnte hatte das Unwetter in einer Nacht zunichtegemacht. Wo er auch hinsah, türmten sich großflächige Erdballen, wie von einer Riesenfaust aus dem Boden gerissen, Wurzeln streckten sich wie Finger zum Licht. Alte Fichten waren mitten am Stamm geborsten und damit für die Forstwirtschaft verloren. Kreuz und quer lagen die Stämme und versperrten den Weg. Fritz, seine belgische Bracke, einem großen Dackel nicht unähnlich, schnürte einige Schritte neben ihm im Unterholz. Hin und wieder hob er den Kopf und vergewisserte sich, dass sein Herrchen in der Nähe war. Franke blieb immer wieder stehen, machte sich in einer Kladde Notizen über das Ausmaß des Schadens. Nach einer Weile steckte er das Klemmbrett zurück in seinen Rucksack. Einen ersten Eindruck hatte er sich verschafft. Nun war es Zeit für den Rückweg. Die Forstverwaltung musste sofort über die Schäden informiert werden. Er piffte nach seinem Hund. Aus dem Unterholz hörte er ihn bellen. Sonst parierte Fritz aufs Wort. Er musste etwas entdeckt haben. Vermutlich ein verendetes Tier, dachte Franke und rief ihn beim Namen. Aber der Hund gab nur Laut. Franke wartete einen Moment, lauschte. Er hörte den Hund ganz in der Nähe knurren.

»Fritz«, rief er noch einmal. Aber wieder gab das Tier nur kurz Laut. Franke verließ den Pfad und bahnte sich einen Weg ins Unterholz. Er stolperte über eine hochstehende Wurzel.

»Verdammt«, fluchte er. Vor ihm versperrten knorrige Äste einer entwurzelten Eiche ein Durchkommen. Direkt dahinter hörte er Fritz knurren. Er bog das Astwerk so gut es ging